

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

Potsdam, 2010

Rezensionen und Annotationen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10355

Niklas Bender: Kampf der Paradigmen – Die Literatur zwischen Geschichte, Biologie und Medizin. Flaubert, Zola, Fontane. (= Neues Forum für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft; 40). Universitätsverlag Winter Heidelberg 2009. 486 S. € 58,00

Die Zeiten, in denen wieder einmal ein neuer Paradigmenwechsel verkündet wurde, sind offensichtlich vorbei. Niklas Bender spürt in seiner Dissertation von 2007 statt dessen einem »Kampf der Paradigmen« innerhalb literarischer Texte der Epoche des europäischen Realismus nach. Im Hintergrund steht die altbekannte und zur Zeit fast modische Frage, ob naturwissenschaftliches oder literarisches Wissen die »Deutungshegemonie« (S. 19) für die Verfasstheit des Menschen beanspruchen kann. In seinem wissenschaftsgeschichtlichen »Vorspann« (S. 26 ff.) kann Bender zeigen, dass sich seit etwa 1840 die Geschichte als führende Bildungsmacht durchsetzt (S. 27), bis sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als Historismus europaweit etabliert ist. Dem gesellen sich um eine Generation zeitverschoben Medizin und Biologie bei, so dass am Ende des Jahrhunderts kein ernsthafter Text mehr erscheinen kann, der sich nicht den Denkformen der Physiologie, der Evolution oder der Vererbungslehre aussetzt (vgl. S. 42). Freilich: »Es gibt ein Nebeneinander von wissenschaftlichem Positivismus und (neuen oder alten) Formen metaphysischen Denkens« (S. 48).

Bei den drei Autoren, die der Untertitel nennt, werden jeweils an zwei zentralen Werken diese Prozesse in intensiven Analysen nachgezeichnet. Für Flaubert kann der Schritt von *Salammô* zu *L'Education sentimentale* als ein Weg »von der Ge-

schichte zur Anthropologie« beschrieben werden (S. 51 ff.). Flauberts »Perspektivismus« (S. 137), so zeigt sich, inszeniert und kritisiert in seinem historischen Roman eine nicht mehr glaubhafte Geschichtskonzeption (S. 145), bis er in der *Education* ganz ins anthropologische Fahrwasser einmündet: die menschliche Natur ist »veränderungsresistent« (S. 148). Eros und Thanatos sind schließlich die »Triebkräfte« (S. 168), an denen das traditionelle Geschichtsparadigma zerbrechen muss. Zolas Romane *Nana* und *Germinal* stehen unter der Überschrift: »Vom Fortschritt zum Trieb« (S. 197 ff.). Sie setzen sowohl die »Gesetzmäßigkeit der Vererbung« (S. 201) als auch die Kausalkette der Physiologie (S. 206) bereits voraus, ja die »biologisch-medizinische Vererbung ist das Skelett des gesamten Zyklus« *Rougon-Macquart* (S. 278). Für den französischen Realismus gilt: »Hinter den sozialen, politischen, also geschichtlichen Ereignissen steht jedoch je eine biologische Kraft, welche das Geschehen letztlich motiviert« (S. 349). Diese Kraft »schafft und zerstört zugleich, ist also fundamental ambivalent«; sie wirkt »mit der Unerbittlichkeit natürlicher Determiniertheit« (S. 350).

Theodor Fontanes Romane *Effi Briest* und *Irrungen, Wirrungen*, die vergleichend untersucht werden, werden unter der Formel »Begehren und gesellschaftlicher Zwang« auf den Begriff gebracht

(S. 355 ff.). *Effi Briest* gerät unter dieser Perspektive in die Nähe zu Flauberts *Madame Bovary*. Das ist weder neu noch erstaunlich, jedoch vor dem Hintergrund von Fontanes Ablehnung des französischen Realismus als Malerei der Hässlichkeit (vgl. S. 360 f.) in der Gegenüberstellung von »Verklärung statt Vererbung« (S. 364) einsichtsreich. Denn in der konventionellen Deutungsgeschichte ist Effi Briests Fehltritt ohne rechte Motivation, gleichsam zufällig und belanglos, eher ein Produkt der Langweile als der stringenten Handlungsmotivation. Benders vermag zu zeigen, dass Fontane im Unterschied zu Flaubert, der auf eine »Banalisierung« des Ereignisses abzielt, die Darstellung des Seitensprungs zwar ausspart und am konventionellen Schema von Übertretung und Strafe festhält (S. 385), jedoch Effis Krankheit zum Tode mit dem medizinischen Diskurs der Epoche korreliert – trotz Fontanes »Scheu vor dem Körperli-

chen« (S. 398) und seinem Bemühen, die bakteriologische Infektion der Tuberkulose in die symbolische Form des »poetischen Realismus« einzubinden (S. 401). *Irrungen, Wirrungen* sind ganz vor der Rigidität der preußischen Standesgrenzen gelesen. Der adelige »Sozialromantiker« (S. 430) gerät in einen Konflikt, der in einer Resignation enden muss, die letztlich »im Redensartlichen« verharrt: »Flaubert weist die Omnipräsenz diskursiver Strukturen in der Moderne auf und stellt sie als Gemeinplätze bloß« (S. 455).

Benders »Konklusion« (S. 459 ff.) von acht Seiten kann man so übernehmen, vielleicht nicht in dem verkürzten, aber verführerisch eindeutigen Bild aus der Malerei: grau (Flaubert), schwarz (Zola) und bei Fontane ein Schleier, »durch den das Dunkel jedoch fortwährend durchscheint« (S. 466).

□ ROLF SELBMANN

Krings, Dorothee: *Theodor Fontane als Journalist. Selbstverständnis und Werk*. Köln: Verlag von Halem 2008. 393 S. (Öffentlichkeit und Geschichte; 2) € 29,50

Fontane war bekanntlich auch Journalist. Zeit seines Lebens herrschte bei ihm eine Parallelität von journalistischem und poetischem Schreiben vor. Als 1878 sein erster Roman *Vor dem Sturm* veröffentlicht wird, kann der 59-jährige Fontane bereits auf eine jahrzehntelange Tätigkeit als Schreibender für und in der Öffentlichkeit zurückblicken und ist bei seinen Zeitgenossen als Berichterstatter und Korrespondent, Kriegs- und Reisebuchautor

sowie Kunst- und Theaterkritiker bekannt. Und auch noch nach seinem Romandebüt schreibt er weiter Theaterkritiken für die *Vossische Zeitung*. Im Laufe seiner knapp 40-jährigen journalistischen Karriere war Fontane sowohl fester als auch freier Mitarbeiter bei Zeitungen, er hat Auftragsarbeiten angenommen und eigene Projekte bei den Presseorganen untergebracht, er schrieb Nachrichten, Meldungen, Korrespondenzen, Kommen-

tare, politische Aufsätze, Reportagen, Reiseberichte, Theater- und Kunstkritiken, Ausstellungsberichte, Rezensionen, Kriegsdarstellungen u.v.a.

Zur Erhellung der journalistischen Laufbahn Fontanes und deren Bedeutung trägt nun auch Dorothee Krings mit ihrer Arbeit *Theodor Fontane als Journalist. Selbstverständnis und Werk* bei. Ihre Forschungsarbeit soll vor allem ein Beitrag zur Analyse der Entwicklung des Journalismus und des Journalistenberufs darstellen. Krings erklärte Absicht ist es, zu ergründen, wie Journalisten zur Entstehungszeit des Journalismus und der Presse gedacht und gehandelt haben. Dafür wählt sie einen *akteurstheoretischen Ansatz*, indem sie exemplarisch das Selbstverständnis und Werk eines speziellen Journalisten untersucht (S. 21). Konsequenterweise stellt sie deshalb ausschließlich den Journalisten Fontane und dessen Werk in den Mittelpunkt.

Die Arbeit lässt sich in drei Teile gliedern. Der erste Teil zeichnet *Fontanes Werdegang als Journalist* nach. Von seinen essayistischen Beiträgen und politischen Aufsätzen in den 1840er Jahren, über den *Dienst im Propaganda-Apparat der Regierung* als offiziöser Schreiber, von seinen Korrespondenzen aus London, seiner Tätigkeit für die *Kreuzzeitung* und als *Kriegsberichterstatter* bis hin zu seinen *Kritikerjahren*.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Selbstverständnis des Journalisten Fontane. In ihm wird dargestellt, wie er gedacht hat, seine Ansichten über den Journalismus, über das journalistische Arbeiten und Handeln. Als Quelle für diesen

Themenkomplex zieht Krings das Briefwerk Fontanes heran. Über 3000 Briefe hat die Autorin hinsichtlich darin enthaltener Äußerungen über das journalistische System und Handeln gesichtet. Für eine systematische und strukturierte Auswertung des Materials wird dieses mit Blick auf den aktuellen (kommunikationswissenschaftlichen) Forschungsstand und dessen Analysekategorien ausgewertet. Die qualitativen Analysekategorien – gesellschaftliche Aufgabe des Journalismus, struktureller Kontext journalistischen Handelns, Qualität journalistischer Produkte, Qualität journalistischen Handelns – bilden die thematischen Schwerpunkte, nach denen das Material geordnet und reflektiert wird. Die Briefe zeigen einerseits einen Fontane, der sich »nüchtern auf die Anforderungen innerhalb des Zeitungswesens« einstellt (S. 125) und dementsprechend als Hauptziel journalistischen Handelns die politische Beeinflussung der Öffentlichkeit nennt (S. 99 f.). Fontane erweist sich darin als »Journalist seiner Zeit«, wie der Einbezug des zeitlichen Hintergrunds und der Beschaffenheit des Pressesystems, das im 19. Jahrhundert tendenziell aus einem Partei- und Meinungsjournalismus bestand, zeigt. Eine unparteiische und objektive Presse sowie ein Gesetz, das Pressefreiheit zumindest theoretisch garantiert, bildeten sich erst zum Ende des Jahrhunderts aus. Darauf verweist auch Krings, in einem wichtigen Extra-Kapitel zu dem *Verhältnis zwischen Journalismus und Politik*.

Das Briefwerk offenbart andererseits einen Journalisten Fontane, der sich seinem anderen erklärten Hauptziel journali-

stischen Arbeitens verschrieben hat: der Unterhaltungsfunktion. Fontane zeigt sich als äußerst rezipientenorientierter Schreiber: »So gelangt er dazu, die Merkmale ›Verständlichkeit‹, ›Unterhaltsamkeit‹ und ›Anschaulichkeit‹ als die wesentlichen Qualitätsfaktoren journalistischen Schreibens auszumachen« (S. 264). Um diesem Anspruch zu genügen, nimmt er auch schon mal Unwahres in seine Texte auf (S. 164) oder betreibt eine »Fiktionalisierung des Stoffes«, worin sich zeigt, dass seine »literarischen Ambitionen höher sind als die journalistischen« (S. 192) und »dass er ästhetische Prinzipien aus dem literarischen Handlungsfeld auf seine journalistische Arbeit überträgt« (S. 267). Auch dies bedarf des Einbezugs der zeitgeschichtlichen Situation, da sich eine strikte Differenzierung nach Journalisten und Literaten und die Herausbildung und Konturierung des Berufs Journalist erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ergab. Sukzessive vollzog sich die Trennung von vorwiegend journalistischen und vorwiegend belletristischen Schreibern, lediglich bei den Feuilletonjournalisten blieb die Grenze länger fließend. Auch dies wird von Krings berücksichtigt und in einem eigenen Kapitel zum *Verhältnis zwischen Journalismus und Literatur* reflektiert.

Es liegt nahe, dass es Fontane zu journalistischen Genres und zu Textgattungen zog, welche ihm die größten Entfaltungsmöglichkeiten boten und in welchen er seine Stärken, »sprachliches Talent, Beobachtungsgabe und akribische Recherche« (S. 60), am besten entfalten konnte, also zum Feuilleton bzw. zu feuilletonisti-

schen Textsorten. Dass dieses Genre sich durch inhaltliche und gestalterische Freiheit auszeichnet, legt Krings in dem Kapitel *Über das Feuilleton* dar. Und ebenso liegt es nahe, die Analyse des journalistischen Werks Fontanes, den dritten Teil der Arbeit, an einem Feuilleton-Gebiet zu untersuchen, nämlich am Beispiel der Theaterkritiken. Als Theaterkritiker entwickelt Fontane sein Urteil nach eigenen Empfindungen und Kriterien wie der im Stück enthaltenen Wahrheit, Unterhaltsamkeit, psychologischen Wahrscheinlichkeit, eingehaltenen Gattungsanforderungen und historischen Korrektheit. Er entfaltet es subjektiv und plaudernd und verbindet es mit reflexiven Einschätzungen und Erläuterungen zum Theatersystem und zur eigenen Kritikerrolle. Zudem bestätigen die Kritiken, was die Analyse des Briefwerks ergab: der Darstellungsstil der Texte zeichnet sich durch die spezifischen Merkmale Anschaulichkeit, Unterhaltsamkeit, Humor, Einfachheit, Rezipientenorientierung und durch zahlreiche zusätzliche Anreize aus. Mit zusätzlichen Anreizen sind »alle sprachlichen Mittel, die einen zusätzlichen Rezeptionsanreiz bieten, konkrete Beispiele etwa, lebendige Zitate oder rhetorische Mittel gemeint, die auf die Unterhaltsamkeit der Texte, im Sinne einer anregenden Aufbereitung von Themen« (S. 134), abzielen. Und genau dies halten die Theaterkritiken Fontanes für den Leser bereit. Er verwendet Beispiele, Metaphern, Vergleiche zur Alltagswelt, Gesprächssimulationen, Reportage-Elemente und szenische Beschreibungen zur Aufbereitung und Vermittlung der jeweiligen Stücke. Und

in diesem Bereich liegt nach Krings auch Fontanes Stärke als Journalist, denn hier hat er »so außergewöhnliche Leistungen erbracht, dass man ihn durchaus als Impulsgeber für die Entwicklung des Journalismus bezeichnen kann« (S. 357).

Dorothee Krings liefert mit ihrer Dissertation einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Entwicklung des Journalismus und gibt einen in dieser Form neuen Einblick in das Werk und Wirken des Journalisten Fontanes. Dies wird (vermutlich) zur Wahrnehmung seines journalistischen Werks als eigenständigem Komplex beitragen. Die Forschungsarbeit zeichnet sich durch ein sehr gutes methodisches Vorgehen, eine klare Strukturierung und stringente Argumentation aus. Zudem beweist sie ein sehr gutes Gespür für notwendige zeithistorische und gattungsspezifische Anmerkungen, durch die ihre Arbeit aufschlussreich und rund wird. Hinsichtlich der formalen Aspekte hätte sich m.E. eine andere Zitierweise angeboten. Die sog. amerikanische Zitierweise, die einen Quellenbeleg in Klammern vorsieht, der sich an das Zitat anschließt und den Namen des Autors sowie das Erscheinungsjahr des Werks beinhaltet, führt hier dazu, dass bei der Quellenangabe der Briefe das Herausgabefahr der Briefsammlung, das meist im 20. Jahrhundert liegt, angeführt wird und nicht das Jahr, in

dem der Brief tatsächlich geschrieben wurde. Für eine bessere Lesbarkeit und einen leichteren Nachvollzug wären diese Angabe sowie das Anführen des Adressaten des Briefes jedoch vorteilhafter gewesen.

Ein Verdienst der Arbeit ist es zudem, dass sie das Interesse an den weiteren journalistischen Arbeiten Fontanes weckt. Die Untersuchung des journalistischen Handelns, das Krings ausschließlich am Beispiel der (späten) Theaterkritiken vornimmt, kann noch stark erweitert werden. Die Theaterkritiken verfasste Fontane am Ende seiner journalistischen Karriere. Sie fallen zusammen mit seinem Entschluss als freier Schriftsteller und Romancier zu arbeiten und sich als Journalist zurückzuziehen. Er war in dieser Zeit zunehmend nur noch als Romancier tätig. Eine ergänzende Untersuchung der frühen und mittleren journalistischen Texte wäre interessant und wichtig. So empfindet es auch Krings selbst, die ihre Arbeit gern fortgesetzt und erweitert sehen würde: »Allerdings wäre es wünschenswert, dass auch die anderen Gebiete Fontanes im Zusammenhang mit seinen hier erarbeiteten Reflexionen über den Journalismus untersucht würden, ähnlich wie es in dieser Arbeit mit den Theaterkritiken geschieht« (S. 20).

□ VANESSA RUSCH

Hubertus Fischer: Theodor Fontane, der »Tunnel«, die Revolution. Berlin 1848/49. – Berlin: Stapp 2009. 490 S. € 24,80

Das Bild des frühen Fontane war lange Zeit von zahllosen Fehleinschätzungen geprägt. Auch heute finden sich immer noch unzulängliche oder völlig unhaltbare Urteile, weil der beschwerliche Weg in die Archive häufig gemieden oder das oft nicht einmal so schwer zugängliche Quellenmaterial ignoriert wird. Ganz anders liegt der Fall bei dem hier anzuzeigenden Buch. Es ist ein Ergebnis anhaltender Beschäftigung mit dem jungen Fontane und ein ertragreiches Werk, das aus der intensiven Vertrautheit mit entlegenen Texten hervorgeht. Der erfrischende Blick auf den Autor bestätigt und vertieft Ansätze, die seit längerem vermutet oder auch nur zu ahnen waren und jedenfalls nur wenige Vorläufer aufweisen können.

Erst mit der verdienstvollen Studie von Gerhard Friedrich über *Fontanes preußische Welt* von 1988, der die Dissertation von Kenneth Attwood über *Fontane und das Preußentum* 1970 (in neuer Auflage 2000) vorausgegangen war, und einigen Aufsätzen von Peter Wruck gab es eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den ambivalenten Haltungen des frühen Fontane, die dann Hubertus Fischer in zahlreichen, jetzt in dem vorliegenden Band gesammelten Aufsätzen fortführte. Diese durchweg verdienstvollen Arbeiten haben die völlig unhaltbare, weil oberflächliche Vereinnahmung Fontanes als Vorläufer der Demokratie (Nürnberger, Reuter, Müller-Seidel) korrigiert und ein differenziertes, den vielfältigen politisch – literarischen Diskursen jener Zeit ange-

messenes Verständnis befördert. Denn nur der historisch unvoreingenommene und von den späteren Fehlentwicklungen der deutschen (preußischen) Geschichte ungetrübte Zugang bringt die Chance mit sich, den heute nicht mehr verständlichen Patriotismus des 19. Jahrhunderts angemessen einzuordnen.

Der mikrologische Blick macht deutlich, wie eng Fontanes Entwicklung von regionalen, lokalen und familiären Bindungen oder Bekanntschaften abhängt. Immer wieder werden ausgreifende Netzwerke sichtbar, die sich über viele Jahre hinweg bewährten und meistens auf Freundschaften aus der Militärzeit zurückgingen. Zwei herausragende Beispiele sind der Major Johann Ludwig Urbain Blesson und der Unteroffizier Louis Schneider, denen eigene Porträts gewidmet sind. Die politische Publizistik in Programmschriften, Karikaturen und Plakaten hat in dieser Zeit eine sehr breite Basis in poetischen Texten, wie Fischer überzeugend und mit vielen ungenutzten Quellen belegen kann. Gedichte und Lieder als Mittel der politischen Agitation sind mit einer oft untergründigen Semantik aufgeladen, die der unbedarfte Leser nicht erkennen kann. Sie lässt sich erst im Zusammenhang des zeitgenössischen kommunikativen Gedächtnisses entschlüsseln, das an den zahllosen Gedenktagen und in den ihnen gewidmeten Gedichten an die Öffentlichkeit drängte. Sorgfältig muss man unterscheiden zwischen dem politischen Akteur Fontane,

der ja an öffentlichen oder halböffentlichen Präsentationen solcher politischen Haltungen beteiligt war, und dem arrivierten Schriftsteller, der Jahrzehnte später im mäßigen Rückblick des Plaudertons die Sache entschärft.

Die historische Lyrik, die vaterländische Poesie, wie sie gerade Fontane pflegt, ist noch lange nicht angemessen bewertet. Gerade deshalb bestechen die zahlreichen Schlaglichter auf die vielleicht interessanteste, weil widersprüchliche Phase Fontanes in dem nun vorliegenden Buch Fischers durch ihre überzeugende Kontextualisierung und die Erklärungen für die manchmal nicht für möglich gehaltenen Wege, die der junge Fontane suchte. Lediglich einige kleinere Monenda muss der Leser hier äußern, denn mit den Verlagen

hat man doch seine liebe Not: die vielen ganz unbekannt oder oft nur schwer aufzufindenden Namen der lokalen Zeitgeschichte hätten ein Register verdient; die nachträgliche Suche wäre dann viel leichter. Denn jeder, der sich einmal intensiv mit dieser Phase Fontanes beschäftigt hat, greift dankbar nach jedem Buch, das darüber Aufklärung verschafft. Und – wenn es beliebt – das eine oder andere Faksimile höchst aufschlussreicher Plakate, Parteiblätter oder Programmschriften (wie in einigen Erstdrucken der Aufsätze) würde man auch einem Buche wünschen, das auf so bildende Weise historische und literaturgeschichtliche Darstellungskunst vereint.

□ MARKUS FAUSER

Ingo Meyer: Im »Banne der Wirklichkeit«? Studien zum Problem des deutschen Realismus und seinen narrativ-symbolischen Strategien. (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften Reihe Literaturwissenschaft; 690), Königshausen & Neumann Würzburg 2009. 596 S. € 58,00

Wieder ein Versuch, an dem schon so viele gescheitert sind, den deutschen Realismus auf den Begriff zu bringen? Die umfangreiche (fast 600 Seiten starke) Bielefelder Dissertation von Ingo Meyer unternimmt diesen Versuch in polemischer Abgrenzung von der bisherigen Forschung. Auch wenn man den dazu gehörigen Tonfall pauschaler Unterstellungen bis hin zu handfesten Beschimpfungen (vgl. S. 426 f.) nicht mag, liest man das Buch dennoch mit Gewinn. In der Sache selbst zeichnet sich Meyers Studie durch eine gründliche Aufarbeitung der von ihm

fast vollständig in Frage gestellten Forschung aus. Den Ausgangspunkt bildet folgerichtig Erich Auerbachs bekanntes Diktum, das immer noch im Raum geistert, die deutsche Literatur des Realismus sei provinziell und hinke an Weltläufigkeit derjenigen seiner europäischen Nachbarn rettungslos hinterher (S. 9). Meyer, der den Realismus als »wesentlich symbolische Kunstform« (S. 10) liest, macht sich – auch dies wieder in polemischer Abgrenzung von den Hauptlinien der Realismusforschung – von der simplen Stofforientierung weitgehend frei, als könne der

Eingang von möglichst viel Sozialem, Welthaltigem und Alltäglichem in literarische Texte einen brauchbaren Maßstab für deren Realitätsgrad abgeben (S. 19 ff.). Der immer wieder herangezogene Vergleich der deutschen Romankunst der Epoche mit Stendhal, Balzac, Flaubert und Zola enthüllt denn auch Erstaunliches. Obwohl Deutschland Frankreich im Stand der Industrialisierung haushoch überlegen war und mit der Reichsgründung den Eintritt in die Moderne geschafft hatte, schlägt sich diese sozialgeschichtliche Grundierung in der deutschen Literatur nicht nieder (vgl. S. 81). Eine ausführliche Analyse von Fontanes Buch über den deutsch-französischen Krieg kommt zu dem Schluss: »Schon das Kriegsbuch zeigt die kategorischen Grenzen von Fontanes realistischem Erzählen: eklatante Schwierigkeiten mit der Form und Phobie vor der Darstellung des Niederen und Hässlichen als integralen Phänomenen der soziohistorischen Moderne«. (S. 108). Auch Raabe kommt nicht besser weg (S. 117), während sich Zolas Kriegsroman *Débâcle* als »mustergültig realistisch« erweist (S. 122).

Nach dieser »Eröffnung« nimmt sich Meyer den Realismusbegriff ausführlich vor (S. 130 ff.). Diesem Zugriff fallen nicht nur der »bürgerliche Realismus« – für Meyer ist 1848/49 literaturhistorisch »keine Zäsur« (S. 136) – und Otto Ludwigs »Poetischer Realismus«, der im Kern »erzklassizistisch« sei (S. 140), zum Opfer. Auch die »klassisch-romantische Realismusforschung« (S. 141 ff.), die ideologiekritische (S. 148 ff.) und die postmoderne (S. 155 ff.) werden gleicher-

maßen abgebürstet. Ein »vorläufiges Resümee« definiert den deutschen Realismus als »Rücknahme der Realisierungsmöglichkeiten kühnster romantischer poetologischer Spekulationen und – folgerichtig – ein ängstliches Zögern vor den Konsequenzen moderner Poetik« (S. 189). In einem weiteren Anlauf soll gezeigt werden, dass Deutschland über die »Orientierung am idealistisch-klassizistischen Ideal der Repräsentation einer höheren Wirklichkeit« (S. 191) nicht hinausgekommen sei und letztlich immer noch dem »Konzept des Bildungsromans« anhängt (S. 195), für das dann E. T. A. Hoffmanns *Kater Murr* das gültige Paradigma sei. Bei den anschließenden Analysen wird Fontane mit seiner »Phobie vor dem Hässlichen« (S. 213) gegen Zola ausgespielt. Die Defizite der deutschen realistischen Literatur sind schnell benannt: Der »Boom des Historischen« (S. 226), die »Chimäre des ›objektiven‹ Stils« (S. 226 ff.), die »Trivialisierung des Mythos« (S. 230 ff.), vorgeführt an Fontanes *Stechlin*, die Verleugnung der Erotik (S. 242 ff.), die Ausblendung des Grotesken und Phantastischen (S. 253 ff.), die »Negation von Ironie« (S. 258 ff.) zugunsten des Humors, der Mangel an Psychologie (S. 262 ff.) und – im Anschluss an Lessing – ein Deskriptionsverbot (S. 273 ff.). Die fällige Diskussion des Mimesis-Begriffs, die er im Licht einer »paradigmatischen Konfusion« sieht (S. 279 ff.), kontrastiert Meyer ganz im Sinne seines Untertitels mit der »Symboltheorie« (S. 318 ff.). Hier, im »symbolischen Realismus« (vgl. S. 344 ff.), findet er das stärkste Erklärungsmuster.

Im Kapitel »Symbolisches Erzählen im deutschen Realismus« (S. 377 ff.) werden nun Erzählungen und Romane von Theodor Storm, Theodor Fontane und Wilhelm Raabe mit eingehenden Untersuchungen bedacht. Storms Rahmenerzählungen zeichnen sich durch ihre »illusionistische Kohärenzsimulation fiktionaler Wirklichkeit als Antidot zur Dissoziation moderner Lebensverhältnisse« aus (S. 384). Hier finden sich auch »vier Hauptmerkmale des deutschen Realismus«: »Der Stoff stammt stets aus der Vergangenheit, stilistisch obwaltet natürlich keine »Objektivität«, aber eine hohe, illusionsfördernde Pragmatik; die Handlung wird symbolisch verdichtet überformt und als Novelle, artistische Totalitätssuggestion, konstruiert« (S. 391). An einer Erzählung wie Storms *Schimmelreiter* wird vorgeführt: »Storm tat hier zuviel des Guten: *Alles* bedeutet, jede Kreatur, jedes Handeln, jeder Blick und jeder Wetterumschlag ist symbolisch überhöht, und somit läuft Storm in die Falle der Überdetermination« (S. 433). Theodor Fontane, im Anschluss an ein Diktum Alfred Döblins »das rechte Lesefutter für gebildete Spießbürger« (S. 437), habe »geradezu eine Grammatik von Symbolträgern« (S. 443) mit der Neigung »zur formelhaften Erstarung« (S. 444) entwickelt, so dass er »in Grenzsituationen von Liebe, Religion und Tod am ehesten zum Kitsch neige« (S. 460); unter dieser Perspektive sei z. B. der *Stechlin* als »leerlaufendes Sprachspiel« (S. 460) einfach »mißraten« (S. 462) und beweise Fontanes »Kapitulation vor der Wirklichkeit« (S. 480). Eine erstaunliche

Aufwertung erhält hingegen *Mathilde Möhring*: »Das sind für Fontanes Charakterzeichnung Töne von ganz neuer, unerhörter Brutalität« (S. 485). Hier werde Fontanes Spätrealismus an sich selbst unsicher und stilistisch »grobkörnig«, ja »hämisch«; damit nähere er sich Flauberts »De-Solidarisierung des Lesers mit dem Protagonisten« (S. 494); deshalb »sind diese 100 Seiten Romanentwurf welthaltiger als 400 Seiten Gespräch des *Stechlin*« (S. 495). Erst recht sei Wilhelm Raabe wegen der »im Vergleich zu Storm und Fontane ungeheuer gesteigerten Komplexität von Handlungsführung und Stilistik« für die Gegenwart »nicht zu retten« (S. 498). Seine »Häufung aufdringlich plakativer Symbolik« (S. 512) und das »beinahe unerträgliche Romanende« etwa von *Pfisters Mühle* (S. 528) erzeugten eine »intentionale Spannungsarmut der Narration« (S. 532), an dessen Ende, etwa in *Altershausen*, sich der deutsche Realismus erschöpft habe.

Diese Erschöpfung – »Dem deutschen Realismus geht buchstäblich die Puste aus« (S. 547) – markiert denn auch den Schluss der Untersuchung. Dass der deutsche Realismus in seinen Texten mit allen Mitteln Sinnhaftigkeit erzeugt, die er dann als in der Welt enthalten seiend postuliert, ist eine richtige Erkenntnis. Doch braucht es tatsächlich so viele Seiten, um dies nachzuweisen? Und ob vom Realismus wirklich »kein Weg zur Moderne« führt und ob diesem »die Kategorie der Subjektivität nie problematisch wurde« (S. 548), wäre vielleicht auch noch zu bezweifeln.

□ ROLF SELBMANN

Georg Schwedt: Chemie und Literatur – ein ungewöhnlicher Flirt. (Reihe Erlebnis Wissenschaft). WILEY-VCH Verlag Weinheim 2009, 284 S., € 24,90

Das schön aufgemachte Buch verspricht uns auf dem Umschlag eine »spannende Reise durch die Literatur« für »alle, die einmal über die Grenzen ihres Faches hinausdenken wollen«. In Wahrheit liefert es uns die Lesefrüchte eines »literarisch interessierten Chemikers« (S. X), die viel über dessen literarische Vorlieben, hingegen kaum etwas über das spannungs- und wirkungsreiche Verhältnis von Chemie und Literatur aussagen. Georg Schwedt durchläuft in populär-didaktischem Tonfall die Literaturgeschichte von Dante bis Patrick Süskind auf der Suche nach Texten, in denen Chemie vorkommt. Diese Texte werden mit biografischen Angaben zu den Autoren versehen, ausführlich zitiert oder kommentiert sowie mit Erklärungen der auftauchenden Fachbegriffe ausgestattet. So erfahren wir auf unterhaltsame Weise etwas über den Vorgang des Glockengießens (zu Schillers *Lied von der Glocke*), über die Geschichte der Ballonfahrt (zu Jean Pauls *Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch*), über die Glasur von Keramik (zu Goethes *Wahlverwandtschaften*) oder über medizinische Experimente (zu Büchners *Woyzeck*). In Theodor Fontanes *Wanderungen* aus dem Band *Havelland* wird uns die Figur des barocken Hofglasmachers Johannes Kunckel nahe gebracht; in Fontanes autobiografischen Schriften begegnen wir der Darstel-

lung des regionalen Apothekenwesens. Raabes *Pfisters Mühle* als Fallstudie eines frühen Umweltskandals darf in einem solchen Kompendium natürlich ebenso wenig fehlen wie ein Blick auf die Wissenschaftsdiskussionen in Thomas Manns *Zauberberg*. Bei Heinrich Spoerls *Feuerzangenbowle* erhalten wir allen Ernstes eine Anleitung zum Aufsetzen eines solchen Getränks, bevor Süskinds *Parfüm* den eher chemischen als literarischen Schlusspunkt setzt, so dass der Chemiker uns alle dort genannten Essenzen zur Parfümherstellung vollmundig erklären kann.

Das Literaturverzeichnis ist veraltet und bestätigt das subjektiv-selektive Vorgehen des Buches, eben ein »Flirt«, keine fundierte Auseinandersetzung. Die nicht wenigen, gerade in jüngster Zeit vorgelegten Einzelstudien zur aufregenden Verbindung von Naturwissenschaft und Literatur sind offensichtlich unbekannt. So muss man dort und anderswo – etwa in dem von Klaus Griesar herausgegebenen Band *Wenn der Geist die Materie küsst – Annäherungen an die Chemie* (Frankfurt a.M. 2004) – nachlesen, was es mit dem Verhältnis von Chemie und Literatur wirklich auf sich hat. Alles in allem: eine vertane Chance.

□ ROLF SELBMANN

Charlotte Jolles. Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Helen Chambers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010. 432 S. (Fontaneana; 8) 49,80 €

Eingeleitet durch die informative und nuancenreiche analytische Biographie von Gotthard Erler unternimmt es der Band *Charlotte Jolles. Ein Leben für Theodor Fontane*, das Lebenswerk dieser großen Gelehrten und Persönlichkeit ihrem Rang und ihrer Bedeutung entsprechend in einem einzigen Band zu würdigen.

Das mit nahezu zwei Dritteln umfangreichste Kapitel ist (zurecht) ihren Essays und Vorträgen gewidmet. Sie stellen zentrale Themen ihrer richtungweisenden Forschungen dar, namentlich über den jungen Fontane, das England-Motiv in seiner literarischen Vorstellungswelt, über den realistischen Roman, den Brief als Kunstform und über die Beziehung zwischen Fontanes kunstkritischem Werk und seinem erzählerischen *oeuvre*. Jolles gehörte zu den ersten Forschern, die das Forschungsinteresse von den biographisch-entstehungsgeschichtlichen Fragen weg auf die hohe Qualität Fontanescher Erzählkunst lenkte. So kam es, dass sie bereits (oder erst!) 1972 das Fehlen von Arbeiten kritisierte, die sich mit der »künstlerischen Gestaltung« von *Effi Briest* (*Theodor Fontane*, Metzler) und generell mit der Meisterschaft seiner realistischen Erzähltechnik beschäftigten – nicht ohne dem, wie im Vorwort zur dritten Auflage des Metzler-Realienbandes (1983), Tribut zu zollen, was bereits getan war (hier S. 342). Vorzügliche Beispiele für die Qualität ihrer literaturkritischen Arbeiten sind

hier abgedruckt; so ihre Studien *Gideon ist besser als Botho. Zur Struktur des Erzählchlusses bei Fontane* (1967) und *Der Stechlin: Fontanes Zaubersee* (1980), welch letzterer dazu beitrug, die literarische Wertigkeit des letzten Fontane-Romans zu etablieren. Unter den Vorträgen von Charlotte Jolles machte wohl keiner einen größeren Eindruck auf ihre Zuhörer als der *Festvortrag zur Gründung der Fontane Gesellschaft* aus dem Jahre 1990. Diesen Text hier wieder zu lesen, gibt sowohl denjenigen, die an jenem historischen Tag zugegen waren, als auch denjenigen, die Charlotte Jolles niemals kennen gelernt haben, einen tiefen Einblick in ihren unnachahmlichen Sinn für Humor und Ironie wie in ihre unprätentiöse rhetorische Meisterschaft. Natürlich war es den Editoren unmöglich, in diesem Band eine repräsentative Auswahl dessen zu versammeln, was ohne Zweifel als ihre nachhaltigste Leistung gelten kann. Gemeint sind ihre Arbeiten als Herausgeberin und Bibliographin, insbesondere der Briefe Fontanes. Jedoch wurde mit der Aufnahme ausgewählter Einleitungen und Nachworte ihrer Editionen ein guter Kompromiss erreicht; besonders bedeutend die 1968 erschienene vierbändige *Propyläen*-Ausgabe der Briefe an die Familie und nahe Freunde, welche Charlotte Jolles nach dem Tod von Kurt Schreinert fortgeführt und vollendet hat, und nicht zuletzt ihr monumentales kooperatives Alters-

werk: *Fontanes brieflicher Nachlass. Bestand und Edition* (1987, hier S. 329–341) sowie ihre im sechsundachtzigsten Lebensjahr vollendete Ausgabe der frühen Tagebücher Fontanes. Obwohl sie dem Mitherausgeber der Regest-Ausgabe, Walter Müller-Seidel, einige Jahre voraus hatte, wurde sie gründlich ungeduldig, wenn er nicht in jener forcierten Gangart mithielt, die sie sich selbst auferlegt hatte. Manchmal machte sie dann ihren Gefühlen in kleinen spitzen Bemerkungen gegenüber ihren Freunden, inklusive der Rezensentin, Luft. Tatsächlich erinnert sich Gotthard Erler in seiner Einleitung scherzhaft, wie sie, wenn er einen Tippfehler hat durchgehen lassen, ihren Brief unterschrieb mit: »Deine strenge Charlotte«. (Wie hätte sie erst die Herausgeber gescholten für jene Fehler, die dem prüfenden Blick der Korrektoren entgangen sind, vgl. die S. 38, 44, 45, 53, 57.) Der Band enthält eine kleine Auswahl ihrer Besprechungen, ein etwas umfangreicheres, schlicht *Miszellen* überschriebenes, aber Jahrgangs-*Jollesiana* enthaltendes Kapitel, sowie die Nachrufe über drei bedeutende deutsche Kollegen und die Laudatio für Henry Remak. Ein Schlüsselkapitel: *Autobiografisches*, beschließt, zusammen mit der Bibliografie ihrer Schriften aus über siebzig Jahren (1933 bis 2002), den Band.

Eine schwierige Auswahl war zu treffen, gleichwohl ist es bedauerlich, dass *Ein Leben für Fontane* kein Beispiel ihrer Werke über den historischen Kontext Fontaneschen Schreibens, etwa ihre frühe Arbeit *Fontane und die Ära Manteuffel* (1938) in *Forschungen zur Brandenbur-*

gischen und Preußischen Geschichte 50 oder diejenige über seine Arbeit für die *Dresdner Zeitung*, enthält. Jolles war beides, eine versierte Historikerin und eine Germanistin. Ihr kenntnisreiches Verständnis des Kontextes, in dem Fontane schrieb, war ein Merkmal all ihrer Arbeiten; ein Merkmal, dem mancher heutige Forscher, vor allem die Doktoranden – und ihre Mentoren, nacheifern sollten. Gerade diese Eigenschaft war es, die es Jolles erlaubte, Fontanes geschickte, aber teilweise unwahre Darstellung seiner Rolle in der 48er Revolution und danach in *Von Zwanzig bis Dreißig* zu »dekonstruieren«, was einen wichtigen Strang von Untersuchungen zu Fontanes Entwicklung als *homo politicus* anregte. Die seine politische Entwicklung prägende und letztlich leitende Rolle von England und Schottland wurde von Erler in seiner Einleitung (S. 11) und durch die Aufnahme so vieler bahnbrechender Publikationen zu diesem Thema unterstrichen: *An der Themse wächst man sich anders aus als am ›Stechlin‹*. Zum Englandmotiv in *Fontanes Erzählwerk* (1967, S. 54–73); *Fontanes Studien über England* (1972, S. 74–83), zusammen mit den bedeutenden Nachworten zu den 1963 und 1969 erschienenen Bänden 17 und 19 der Nymphenburger Ausgabe: *Aus England und Schottland* (S. 307–315) und *Politik und Geschichte* (S. 324–329). Jolles' Fähigkeit, die Bedeutung der Frühviktorianer für Fontanes ästhetische und politische Entwicklung als Schriftsteller zu erkennen und zu gewichten, beruhte auf ihrer Vertrautheit mit den Arbeiten von Scott, Thackeray, Dickens, Eliot, Macaulay und

ihren Nachfolgern Henry James und E. M. Forster. Eine Schlüsselbeobachtung zur Rolle Macaulays als stilistischer Mentor in ihrer Studie *Fontanes Studien über England* verdient die spezielle Aufmerksamkeit der Forschung – bereits 1977 erinnerte sie daran, dass dies in der Tat »einer besonderen Untersuchung wert« sei. Ein Fragment zitierend, auf das sie im Fontane-Archiv gestoßen war (*Geschichtsschreibung ist Stilübung*, TFA N 4: Bestandsverzeichnis Teil 1, 1, S. 115), zog sie den heute historischen Schluss: »Ich glaube, dass die Ausbildung seines eigenen, leichten souveränen Stils eher diesen Englandjahren zuzuschreiben ist, als, wie gelegentlich behauptet, seinem französischen Erbgut [...]. All die Arbeiten jener Englandjahre waren letzten Endes Stilübung« (S. 79 f. und 81, Anm. 14).

Die kleine Auswahl ihrer Besprechungen enthält in nuce vorzügliche Beispiele für die Qualität ihrer Kritiken und den Anspruch, den sie an ihre Forscherkollegen stellte. So beschließt sie ihre Besprechung von Müller-Seidels Studie über den sozialen Roman in Deutschland von 1975 folgendermaßen: Obwohl sie nicht in jeder Hinsicht das Urteil des Autors teilt, empfiehlt sie, das Werk möge zu einer Menge neuer und interessanter Fragen anregen, aber nur »wenn man sich die Mühe macht, die Arbeit gründlich durchzuarbeiten. Es genügt keineswegs, sie nur zu lesen« (1977, hier S. 370). Hätte sich Charlotte hier selbst zur Ehrung ihres Lebenswerks zu äußern, so würde sie, wie ich vermute, ihre Wertschätzung mit Würde und Stil zum Ausdruck bringen, würde aber hinzu-

fügen: »ein Leben für Fontane«, wohl, aber nicht nur«. So wie sie selbst so oft in Gesprächen darauf bestand, dass ihre Fontane-Forschungen andere Forschungsinteressen – etwa an Goethe, Heine, Rabbe und insbesondere an Thomas Mann, der, wie sie als eine der ersten erkannte, Fontane viel verdankte – nicht ausschlossen. Ein Beispiel dafür ist ihr hier nicht enthaltener Aufsatz *Sesemi Weichbrodt. Observations on a minor character in Thomas Mann's fictional world*, eine sechsstufige kritische tour de force, die 1968 in *German Life and Letters*, dem »Hausjournal« der britischen Germanistikstudenten, erschien. Ihre Inaugural-Vorlesung als Professor an der Universität von London, hier unter dem Titel *The literary and historical significance of correspondence* (1977, S. 105–121), stellt eine ausführliche kritische Analyse von Manns Briefhinterlassenschaft dar.

Wenige Fontane-Forscher waren sich wie sie der »Ambivalenz in Fontanes Kunst und seinen Anschauungen« und vor allem seines »durchaus komplexe[n] Charakter[s]« bewusst (S. 342), wobei sie heutige Interpreten warnte, das Wesentliche nicht aus den Augen zu verlieren. Die umsichtige und informierte kritische Lektüre seiner Briefe und derjenigen seiner Briefpartner, so erinnert sie uns, ist ein starkes Gegengift gegen jede Neigung zur Heldenverehrung: »Wir ziehen die »lebendige« Persönlichkeit Fontanes zu wenig in Betracht, wenn wir uns mit den berühmten Ambiguitäten seiner Aussprüche abplagen« (aus ihrer Einleitung von Fontanes Korrespondenz mit Eduard Engel, 1984 im *Jahrbuch der Deutschen Schil-*

l. *lorgesellschaft* erschienen, hier S. 173).

Woher bezog sie ihre Einsichten, sie, die ein glückliches, aber einsames Leben als Junggesellin führte und die erst relativ spät im Leben in der Lage war, sich der Gemeinschaft ebenbürtiger intellektueller Wegbegleiter zu erfreuen? Charlotte Jolles wusste wie Fontane, dass man von der Beobachtung des menschlichen Lebens inmitten ganz normaler Leute und durch ein lebenslanges Literaturstudium mehr lernen konnte als »an den Höfen der Großen«. Mehr noch, sie hat hart lernen müssen, die Kraft und die Unabhängigkeit ihres Charakters wurden auf harte Proben gestellt, als sie mit fünfzehn Jahren ihren einzigen Bruder durch Ertrinken und als heranwachsende junge Frau ihre Eltern verlor und die Heimat verlassen musste. Man kann den Herausgebern nur gratulieren zur Aufnahme eines Zeugnisses für die außerordentliche politische Courage dieser halbjüdischen vierundzwanzigjährigen Doktorandin. Gemeint ist ihr Beitrag in der *Kreuzzeitung* vom 3. Februar 1934 über die Versteigerung des Fontane-Nachlasses (hier S. 383f.). Faktisch war es die verdeckte, gleichwohl öffentliche Kritik am damaligen Kulturminister Joseph Goebbels, der diese Zerstreuung kulturellen Erbes zugelassen hatte. Nicht minder bedeutend für ein eindringliches Portrait von Charlotte Jolles' Leben und Werk und für die Geschichte unserer Disziplin sowie der *Exilliteratur* ist das weiter oben erwähnte 23-seitige autobiographische Kapitel, das den Band beschließt. Es besteht aus zwei Interviews aus den Jahren 1986 und 1998, ihrer Rede anlässlich der Überreichung der Ehren-

doktorwürde der Humboldt Universität zu Berlin sowie Erinnerungen an ihre ersten Jahre im Exil und die Anfänge der Fontane-Forschung. Die Klarheit, mit der sie die Ereignisse aufzurufen vermochte, die Präzision im Gebrauch der Sprache, das objektive, unemotionale Erzählen von Ereignissen, die einen hohen Preis an menschlichem Leid für sie und andere bedeuteten, ihr unaufdringlicher Humor, die Loyalität ihren Freunden gegenüber, alles zusammen ergibt jenen charakteristischen »Jolles-Ton«, an den ihre jüngeren Zeitgenossen sich gern erinnern, selbstbewusst und selbstironisch zugleich, kritisch aber lebensbejahend. Ihre Persönlichkeit und ihr Werk beruhen auf einer kraftvollen ethischen Haltung, die sich keiner Partei- oder Kirchenzugehörigkeit verdankt, sondern das eigene Urteil ernst nimmt. Sie war zu keiner Zeit auf Polemik aus, aber sie konnte vernichtend sein, wenn es darum ging, moralische Werte in der Literaturkritik oder im öffentlichen Leben zu verteidigen. Ein Beispiel ist der hier enthaltene *Leserbrief* an die *Süddeutsche Zeitung* (10./11. Januar 1998), in dem sie sich gegen einen Artikel über Fontane wendet, den sie für schlecht informiert hielt, »keine ernste Literaturkritik, sondern eine gehässige Polemik«. Man könne nicht anders als vermuten, dass »diese lächerliche Provokation alten, wie man gehofft hätte, veralteten Animositäten eines deutschen Staates gegenüber einem anderen (der sogar nicht mehr existiert) entspringt, nämlich Bayern und Preußen.« Ein derartiges Verhalten in einer multikulturellen Welt, erklärte die Neunzigjährige, sei einfach ein Anachronismus. Verdamm-

mung, gefolgt von Trivialisierung und schließlich Ausweisung (*Veraltete Animosität*, in *Miszellen*, S. 395). Aber anders als ihr Mentor Heine in rebus satiribus wurzelte Charlotte Jolles' Haltung in einem klaren moralischen Urteilsvermögen, in diesem Fall hieß das Loyalität mit ihren Kollegen in Ostdeutschland, der ehemaligen DDR, die mit ihr zusammengearbeitet hatten in guten und schlechten Zeiten. Ihre Bewunderer in Ost- und Westdeutschland, ihre Kollegen und Schüler überall in der Welt dankten ihr diese Loyalität mit quasi drei *Festschriften*, 1979 herausgegeben von Jörg Thunecke, 1985 herausgegeben von Rudolf Muhs und nun mit dem vorliegenden Band. Der Vollständigkeit halber sollten die beiden Erstgenannten in die Bibliographie aufgenommen werden, in Anerkennung der Bedeutung und des Einflusses ihrer Gelehrsamkeit. Wie bedauerlich, dass sie weder an einer deutschen noch an einer britischen Universität in einer Position war, Forschungen zu leiten oder eine Schule von *Fontane Studies* zu begründen, für die sie, hinsichtlich ihrer Kenntnisse, ihrer pädagogischen Fähigkeiten und ihres Charakters so hervor-

ragend geeignet gewesen wäre. Zukünftige Gelehrte auf dem Gebiet der Geschichte der Fontane-Forschung täten indes gut daran, die Festschriften auf die vielen Fontane-Beiträge von hervorragenden Germanisten des In- und Auslands hin zu durchforsten nach Spuren des wissenschaftlichen Einflusses von Charlotte Jolles als Editorin und Literaturwissenschaftlerin.

Charlotte Jolles war eine Literaturhistorikerin, und gute Historiker, sagt man, altern spät. Es war etwas von ihrem preussischen Kollegen Leopold von Ranke an Charlotte Jolles, die noch als Neunzigjährige wissenschaftliche Werke von ungeminderter Originalität und Qualität schrieb. Ihr grundlegender Artikel über *Die Tagebücher im Fontane Handbuch* ist ein Denkmal ihrer »Passion für eine autobiografische »Nebenlinie« des Briefes«. Es erschien nahezu zur Jahrtausendwende, kurz vor ihrem einundneunzigsten Geburtstag.

□ EDA SAGARRA

(übersetzt von

HANNA DELF VON WOLZOGEN)

Hartmut Dietz: Theodor Fontane junior. Die Jahre in Münster. Münster 2009 (Eigenverlag). 298 S.

ψ Theodor Fontane jun. gilt als das Unge- liebte der Fontane-Kinder. Tatsächlich finden sich nicht selten kritische oder auch nur ambivalente Äußerungen in den Briefen der Eltern. Nun konnten das Theodor-Fontane-Archiv und die Staatsbibliothek zu Berlin die in der Auktion von 1933 veräußerten Briefe Fontanes an seinen Sohn Theodor erwerben, so dass das Urteil erstmals am Originalton des Vater-Sohn-Gesprächs überprüft werden kann. Da kommt der von Hartmut Dietz vorgelegte und im Eigenverlag erschie- nene Band über die Münsteraner Zeit von Theodor Fontane jun. gerade recht. Neben der Darstellung der Familiengeschichte, die sich weitgehend auf die unter Fontane- Kennern bekannte Literatur stützt, eröff- net Hartmut Dietz mit seinen detailreichen lokalhistorischen Erörterungen immer

wieder interessante Perspektiven auf die lebensweltliche Situation und den gesell- schaftlichen Verkehr des Sohnes in Clubs, Vereinen und in den Honoratiorenkreisen der Stadt, in der Theodor jun. fünf Jahre seines beruflichen Lebens verbrachte, nämlich von 1885, als er als junger Militä- rintendanturassessor in Münster seinen Dienst antrat, bis 1890, als er die Stadt als gerade frisch ernannter Intendanturrat in Richtung Karlsruhe wieder verließ. Auch wird die Familie Soldmann, aus der die Ehefrau Martha stammt, ausführlich und detailreich gewürdigt, wie dies bislang noch nicht geschehen ist. Hartmut Dietz liefert mit seiner Studie zahlreiches Quel- lenmaterial und wichtige Hinweise für die Erschließung der Briefe wie für die Beur- teilung der Beziehung der Eltern Fontane zu ihrem Sohn Theodor.

